



*Ben Bennett*

*Wenn Ozeane weinen*

Roman



MIRA® TASCHENBUCH  
Band 25837  
1. Auflage: Juni 2015

MIRA® TASCHENBÜCHER  
erscheinen in der Harlequin Enterprises GmbH,  
Valentinskamp 24, 20354 Hamburg  
Geschäftsführer: Thomas Beckmann

Copyright © 2015 by Mira Taschenbuch  
in Harlequin Enterprises GmbH

Originalausgabe

Konzeption/Reihengestaltung: fredebold&partner GmbH, Köln  
Umschlaggestaltung: pecher und soiron, Köln  
Redaktion: Sarah Hielscher  
Titelabbildung: Thinkstock/Getty Images, München  
Karten-Illustrationen im Innenteil: Joanne Zh/dreamstime.com  
Autorenfoto: Melike Akdülger  
Illustrationen: Joanne Zh/dreamstime.com  
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck  
Druck und Binarbeiten: CPI books GmbH, Leck – Germany  
Printed in Germany  
Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt.  
ISBN 978-3-95649-180-1

[www.mira-taschenbuch.de](http://www.mira-taschenbuch.de)

Werden Sie Fan von MIRA Taschenbuch auf Facebook!



*How inappropriate to call this planet Earth  
when it is quite clearly Ocean.*

Arthur C. Clarke

1

# PAZIFIK

JOURNEY

## ∞ DER PAZIFIK ∞

Der Pazifik ist der größte und tiefste aller Ozeane.  
Er bedeckt ein Drittel der gesamten Erdoberfläche –  
mehr als alles Land der Erde zusammen.  
Er ist fünfzehnmal so groß wie Amerika.  
Und zwanzigmal so groß wie Europa.  
Er enthält die Hälfte der Wasservorräte unseres Planeten.  
Sechzig Prozent des weltweiten Fischbedarfs  
werden aus ihm gedeckt.  
Der portugiesische Seefahrer Fernando Magellan  
taufte ihn auf den Namen Pazifik,  
da er ihm als so viel friedlicher erschien  
als der oft raue Atlantik.  
Bis dahin hatte er schlicht Südsee geheißen.

Zu dem gleichmäßigen Klang der an den Strand rollenden Wellen schlich sich an jenem weit zurückliegenden Morgen des verheißungsvollen Jahres 1975 eine andere, seltsam anmutende Musik in mein Ohr. Sie schien aus dem Nebenzimmer zu kommen. Leise wehte sie zu uns herüber in die Küche, wo ich auf dem Schoß meiner Mutter saß – bereit, zusammen mit ihr das wichtigste Einstellungsgespräch seit Langem durchzustehen.

Der gläserne Bungalow der Teagardens saß, umspült vom Staub des Meeres, wie ein gigantisches Aquarium auf einer sanft geschwungenen Anhöhe in den blumenbewachsenen Dünen Montereys. Vom Pazifik, dem mächtigsten aller Ozeane, trennte ihn nichts weiter als ein schmaler Streifen safrangelben Sandes, der wie ein feiner handgewobener Läufer die Grenze zwischen Land und Wasser markierte. Die merkwürdigen Klänge, die durch die Wand drangen, lenkten meine eben noch heiteren Gedanken auf die traurige Vergangenheit des Hauses, von der ich gerade erst erfahren hatte. Es war eine perlende, dunkle Melodie, gespielt auf einem seltenen Instrument, einer Glasharmonika. Das Stück hieß *Aquarium* und stammte von Camille Saint-Saëns, einem französischen Komponisten des neunzehnten Jahrhunderts. Es war Teil seines berühmten Werks *Karneval der Tiere*, aber das wusste ich damals noch nicht. Taylor jedoch wusste es. Er war es, der im Nachbarzimmer die Platte aufgelegt hatte.

„Ich hab dich lieb, Mommy“, sagte ich zu meiner Mutter, die ich eigentlich nur Claire nennen durfte, und kuschelte mich an sie, während sie kerzengerade auf ihrem Stuhl sitzend auf den Hausherrn wartete.

„Ich hab dich auch lieb, meine Kleine“, erwiderte sie, und ein nervöses Lächeln umspielte ihren Mund, der mich schon

so oft geküsst hatte, dass ich mittlerweile all ihre Lippenstiftsorten geschmacklich unterscheiden konnte. Ihr Gesicht war rot vor Aufregung, ich konnte die Hitze ihrer glühenden Wangen mit den kleinen Händen eines sechsjährigen Mädchens fühlen. Dann umarmte sie mich und drückte mich fest an sich, als wolle sie mich nie wieder loslassen. Doch leider blieb uns beiden nichts anderes übrig. Mit einem leisen Räuspern trat Edward Teagarden in die Küche, ein Mann mit lilienweißen Händen und von schlanker Statur, in einen perfekt sitzenden schwarzen Anzug gegossen.

„Schön, dass Sie es einrichten konnten, Mrs Wood“, sagte er zu meiner Mutter, „es würde mich mit Freude erfüllen, wenn wir in Ihnen unsere Haushälterin und Kinderfrau gefunden hätten.“

Wenig später begab ich mich auf meine erste Erkundungsreise durch das riesige Haus, nahezu geräuschlos über das nach kalifornischen Zypressen duftende Parkett schwebend, nachdem Mr Teagarden und meine Mutter mich für ihre berufliche Unterredung hinausgeschickt hatten.

Bald gelangte ich an eine Tür, hinter der ich eine Stimme hörte. Neugierig spähte ich durch das Schlüsselloch.

Dahinter entdeckte ich einen Jungen mit strubbeligen Haaren – die wie kleine Antennen oder Teleskope in alle Himmelsrichtungen abstanden – und außergewöhnlich blauen Augen. Er musste etwa in meinem Alter sein.

„Ich hab dich lieb, Mommy“, sagte der kleine Junge zu einem riesigen goldbraunen, einäugigen Plüschhund, der dort, wo sich eigentlich sein linkes Glasauge befinden sollte, eine schwarze Augenbinde trug. Offensichtlich hatte der Junge mich und Claire vorhin heimlich in der Küche belauscht, während er vorgegeben hatte, im Nachbarzimmer Musik zu hören.

„Ich hab dich auch lieb, mein Kleiner“, erwiderte der Plüschhund mit der Stimme des kleinen Jungen, und sofort

presste der kleine Junge ihn mit einem konsequenten Ruck so fest an sich, wie meine Mutter mich zuvor auf ihrem Schoß an sich gedrückt hatte. So als wolle er ihn nie wieder loslassen – in seinem ganzen Leben nicht.

„Ich hab dich sogar sehr lieb, Mommy“, wiederholte der kleine Junge leise, sein plötzlich tränenfeuchtes Gesicht im seidig glänzenden Fell des Hundes verbergend. „Sehr, sehr lieb.“

Das also war Taylor Teagarden. Unser Schützling, wie meine Mom es auf der Hinfahrt im Auto ausgedrückt hatte. Taylors Mutter war vor drei Tagen auf dem Friedhof an der Fremont Street beerdigt worden. Und genau deshalb waren wir an diesem frühen Vormittag hier und mussten uns die Musik von Camille Saint-Saëns anhören, während im Radio mindestens achtmal täglich Barry Manilow lief, mit unserem Lieblingslied *Mandy*. Auf dem Hinweg hatten wir beide gut gelaunt dazu mitgesungen, und nachdem wir schließlich, begrüßt von einem sanften salzigen Wind, vor dem Anwesen aus dem Wagen gestiegen waren, hatte der Song uns hinein in das Haus in den Dünen begleitet. Ein Haus, durch das die Däfte des Ozeans wehten und das uns so freundlich erschien – bis zu jenem Moment, als das Programm plötzlich wechselte und auf Schwarz umschaltete.

„Es wäre mir lieb, wenn Sie schon morgen die Gästezimmer beziehen könnten“, sagte Mr Teagarden, als er uns an der Haustür verabschiedete.

„Und du, wie heißt du?“, fragte er mich beim Hinausgehen.

„Ich bin Amber“, erklärte ich wahrheitsgemäß. „Amber Wood.“

„Amber Wood, aha ...“, entgegnete er mit einem leicht verwunderten Lächeln. Wahrscheinlich hatte es ihn überrascht, dass ich in einem Atemzug meinen Vor- *und* meinen

Nachnamen ausgespuckt hatte. „Ein schöner Name“, lobte er, aber ich merkte, dass er mit seinen Gedanken eigentlich woanders war.

„Nun, ich bin Edward Teagarden“, fuhr er fort, „und meinen Sohn Taylor wirst du bald kennenlernen. Es wäre schön, wenn du dich etwas um ihn kümmern könntest.“ Er blickte zu Boden. „Seine Mutter ist vor Kurzem ... nun, sie ist ... *gestorben* ...“, fuhr er fort, „und Taylor braucht jetzt ...“

„Eine Freundin?“, versuchte ich das Ende seines Gedankens zu erraten.

„Ja, das ... ist wohl richtig. Eine ... Freundin“, bestätigte er mit einem schwermütigen Nicken. Artig gab ich ihm zum Abschied die Hand, um einen guten Eindruck bemüht, und war dennoch mehr als überrascht, als meine Mutter plötzlich einen kleinen Knicks vor ihm machte. Schließlich war sie ein Hippie, jedenfalls sagte sie das immer. Auf dem Monterey Pop Festival hatte sie zu The Who und Jimi Hendrix getanzt und ihrer konservativen Erziehung auf immer Lebewohl gesagt. Keine zwei Jahre später, auf einer Farm in einem Kaff namens White Lake bei Bethel, hundertfünfzig Kilometer von New York entfernt, wurde ich dann gezeugt, auf einem ziemlich bekannten Musikfestival namens Woodstock, Vater unbekannt, mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls Hippie.

Und nun Edward Teagarden, der König der Fischer – Chef eines traditionsreichen Fischereiunternehmens. Dieser Mann mit seiner leisen, zurückhaltenden Art und seiner vornehmen Weise sich zu kleiden und auszudrücken, verströmte offenbar eine derart anziehende altenglische Ausstrahlung auf meine Mutter, dass sie all dem Peace- und Freie-Liebe-Kram augenblicklich Abbitte schwor und von jenem Tag an tatsächlich zu glauben schien, in Diensten eines echten Lords zu stehen. Nun: Mir war es nur recht, denn wen und was ich kurz zuvor

ein paar Wände weiter durch ein Schlüsselloch gesehen hatte, war bereits drauf und dran, sich in mein Herz zu schleichen, ob ich es wollte oder nicht.

Es ist kein Wunder, dass Taylors Mutter Elena bei den Engeln ist, dachte ich, als wir am nächsten Tag das gläserne Haus in den Dünen bezogen hatten, denn auf den Bildern, die überall im Haus hingen, vor allem in dem langen Korridor, sah sie genauso aus wie einer. Ihr lockig goldenes Haar, ihr Lachen, das die ganze Welt zu umarmen schien, vor allem aber das beinahe überirdisch strahlende Licht, das durch ihre gütig glänzenden Augen strömte. Taylor blickte durch dieselben unbeschreiblichen Augen in die Welt, die bereits seine Mutter zu einer engelsgleichen Erscheinung gemacht hatten. Sie ähnelten dem klaren, leuchtenden Blau des Pazifiks im Spätsommer, wenn die Morgennebel sich endgültig aufgelöst haben, die die eigentliche Färbung des Meeres in Kalifornien nicht selten bis tief ins Jahr hinein verhüllen; es war ein Ton, den ich noch kein zweites Mal bei irgendeinem Menschen entdeckt habe, so als hätte ihn einer der großen europäischen Expressionisten in diese beiden anbetungswürdigen Gesichter gemalt.

Elena hatte das neue Haus selbst eingerichtet, ohne je darin gelebt zu haben. Es war ihr Wunsch gewesen, endlich ein eigenes Leben mit ihrer Familie zu führen und sich zumindest räumlich ein wenig von den Geschäften in der Cannery Row abzunabeln, die nach wie vor der Senior, William Teagarden, mittlerweile zweiundsiebzig Jahre alt, und ihr Mann Edward gemeinsam führten. Bis dahin hatte das Gebäude in der Geschäftsstraße als Büro und Familiensitz zugleich gedient, doch Elena fand, dass ein kleiner Junge wie Taylor Freiraum brauchte – und dass es an der Zeit war, dass auch ein großer Junge wie Edward sich langsam von seinem über-

mächtigen Vater abnabelte und sich sein eigenes Leben aufbaute. Sie hatte das Haus in den Dünen mit dem exquisiten Geschmack eines Mädchens eingerichtet, das in den Hamp-tons aufgewachsen war und namhafte italienische Designer ihre Freunde nannte.

So kühl das Haus von außen erschien, so warm wirkte es von innen. Überall Holz, an den Wänden, am Boden, dazu antike und moderne Möbel aus Frankreich, Italien und Skandinavien. Am Ende war ihr nur eine einzige Nacht in ihrem Haus vergönnt gewesen, auf das sie sich so gefreut hatte; eine einzige Nacht hatte sie in dem neuen Bett geschlafen – die Ärzte hatten sie beurlaubt, für ein letztes Mal Dunkel- und wieder Hellwerden und die Zeit dazwischen, gemeinsam mit ihrem Mann und ihrem Sohn. Am Tag darauf war sie im Krankenhaus gestorben, kaum dass sie ihre Sachen ausgepackt hatte. Sie war nach Hause gekommen, um sich zu verabschieden. Zum Abschied hatte sie ihre Jungs in den Arm genommen und sie ein letztes Mal geküsst, ihre Lippen gespürt und ihren Atem; sie hatte ihre weiche Haut auf ihrer Haut gefühlt und kleine, heimliche Tränen in den Augen ihrer Männer entdeckt. Tränen, die sie nicht hatten unterdrücken können, in dieser Nacht, die sie zu dritt verbracht hatten, einander so nah, als wären sie ganz und gar eins. Elena, Edward und Taylor, der sie fortan auf dieser Welt vertreten sollte – in ihrem vom Sand umwehten und vom Wasser umspülten Familiensitz in den Dünen, den sie schon bald von oben aus dem Himmel betrachten würde.

Seit seine Mutter nicht mehr bei ihm war, konzentrierte Taylor sich meinen ersten Beobachtungen zufolge im Wesentlichen auf zwei Dinge. Erstens: wieder und wieder die Schallplatte von Camille Saint-Saëns in die weiße Phonotruhe legen, die Plexiglashaube schließen und der Glasharmonika

lauschen, die ihn an das sanfte Prasseln von Regentropfen erinnerte – wie er es einmal mit seiner Mutter an den Fenstern eines New Yorker Hotelzimmers erlebt hatte. Und zweitens: durch sein Fernrohr aufs Meer hinausschauen. Taylors kleine zartgliedrigen Hände liebten nichts mehr, als frühmorgens nachdenklich über die von der nächtlichen Gischt des Pazifiks benetzte Haut seines liebsten Spielzeugs zu fahren. Solange er zurückdenken konnte, verfügte er über ein drittes Auge aus Glas und Stahl. Er musste sich nur auf die Zehenspitzen stellen, um Dinge zu sehen, die weit außerhalb seiner Vorstellungskraft lagen. Mit ihrem Umzug in das neue Haus in den Dünen war das von Rost und Regen rotgrün angelaufene Fernrohr seines Großvaters endlich in seinen Besitz übergegangen. Das gusseiserne Monstrum hatte sich zuvor über viele Jahre, Wind und Wetter trotzend, keinen Zentimeter von seinem angestammten Platz auf der Terrasse des Salz und Fischtank atmenden Familiensitzes in der Cannery Row entfernt, obwohl niemand außer Taylor es noch benutzte. Nun war es endlich dort, wo es hingehörte: auf der mit breiten Planken ausgelegten, schiffsähnlichen Reling vor seinem Zimmer in ihrem neuen Zuhause am Strand von Monterey.

Die ersten drei Tage sprach Taylor kein Wort mit mir und meiner Mutter. Er behandelte uns wie die Luft vor seinem Fernrohr – er sah durch uns hindurch, so eifrig wir auch um seine Aufmerksamkeit buhlten. Er verhielt sich freundlich, aber kühl; er ließ uns spüren, dass wir nicht qualifiziert waren, ihn zu trösten. Dass wir nicht zu seiner Familie gehörten. Berührungen duldete er nicht. Ich malte ihm aufmunternde Bilder und schob sie unter seiner Tür hindurch. Keine Reaktion. Meine Mutter kochte ihm Gerichte, für die ich gestorben wäre, so gut waren sie – und am Ende aß ich einen Großteil seiner Portion mit, was meinen Neigungen leider entgegen-

kam. In meinem ersten Schuljahr an der Elementary nannten sie mich *Dumbo*, nach irgend so einem blöden Elefanten. Danke, Taylor. Das war deinetwegen.

Aber auch mit seinem Vater kommunizierte er nur sporadisch. Allein mit seinem Plüschhund – Mister Wau – unterhielt er sich angeregt, nicht nur abends vor dem Schlafengehen, sondern auch tagsüber und mitten in der Nacht. Ich hörte es, weil ich Wand an Wand mit ihm schlief – im Nachbarzimmer. Offenbar war Mister Wau der einzige Freund, mit dem er seinen Schmerz teilen konnte. So wie ich es damals sah, als kleines Mädchen, das soeben in eine fremde Umgebung gekommen war, war Edward Teagarden ein überaus netter, zuvorkommender Mann. Ein Mann, der seinen eigenen Schmerz über den Verlust seiner großen Liebe tagsüber hinter einer immer freundlichen Fassade verbarg und ihn nachts vor dem Kamin in feinstem Whiskey ertränkte, gepflegt, still und leise, ohne jemals die geringste Spur von Schwäche zu zeigen. Möglicherweise wollte er William, seinem aus Stahl gemachten Vater, etwas beweisen. Geboren und aufgewachsen in Kalifornien, war Edward der Prototyp des feinen Engländers – während William, der Selfmademillionär im Fischereibusiness und der eigentliche König der Fischer, geboren in einem Armenviertel von Liverpool und Anfang der dreißiger Jahre nach Monterey ausgewandert, ein in England geborener waschechter Amerikaner war. Und darüber hinaus ein Mensch, der meiner ersten Einschätzung nach mit Gefühlen wenig am Hut hatte und dem nicht wirklich etwas unter die Haut zu gehen schien. Vielleicht war es früher anders gewesen. Seine eigene Frau war ebenfalls früh gestorben, und nun schien sich dieselbe Geschichte bei seinem Sohn nach exakt demselben Muster zu wiederholen – so als wäre die ganze verdammte Familie verflucht, wie er es einmal ausgedrückt hatte. Über die sporadisch aus ihm herauspolternden Flüche

hinaus schwieg William zu allem. Und Edward tat es ihm nach. Es fiel ihm schwer, Taylor einfach nur in den Arm zu nehmen, obwohl sein Sohn genau das gebraucht hätte. Er war kaum älter als ich selbst, bald würde er sieben werden, und hatte keine Mutter mehr. Beide, Edward und Taylor, hatten das verloren, was sie am meisten liebten in ihrem Leben. Doch sie konnten nicht gemeinsam weinen. Sie mussten es allein tun. Jeder für sich. Hinter den geschlossenen Türen ihrer Schlafzimmer, hilflos taumelnd im Dunkel einer Nacht ohne die Hoffnung eines Morgens, der sie erlösen würde.

Taylor weigerte sich, seine Mutter auf dem Friedhof zu besuchen. Seiner Meinung nach war sie nicht dort, und deshalb wollte auch er nicht an diesen trostlosen Ort, der ihn unglücklich machte. Der ihn erschreckte wie ein Irrlicht, das nachts durch sein Zimmer huschte, sich an ihn schmiegte, kalt und böse, während er vergeblich versuchte, aus diesem Albtraum aufzuwachen.

Das erste Mal, dass Taylor sich entschloss, seine kleine Stimme zu uns zu erheben, war an einem Morgen drei Tage später. Wir saßen alle zusammen am Frühstückstisch, auch William war anwesend.

„Heute Nacht war Mommy bei mir“, verkündete Taylor, wobei er von seinen Cornflakes aufsah, die er noch nicht angerührt hatte.

Edward räusperte sich und setzte seine Teetasse ab.

„Taylor, du ... weißt, dass Mommy nicht mehr hier ist, sondern im Himmel.“

„Aber sie war bei mir. Ich bin aufgewacht, und da saß sie an meinem Bett.“

Claire und ich schauten uns betreten an, und das Schweigen kam mir noch stiller vor als in den vergangenen Tagen, als einfach niemand etwas gesagt hatte.

„Taylor ...“

„Sie hat gesagt, dass es ihr gut geht da oben bei den Engeln.“

Hilflos blickte Edward Teagarden zuerst seinen Sohn an und dann meine Mutter – es war fast ein Flehen, ihm zu Hilfe zu kommen. Normalerweise war Elena für diese emotionalen Dinge zuständig gewesen, doch nun? Wer war nun zuständig?

„Nein wirklich! Es geht ihr gut!“, wiederholte Taylor, diesmal deutlich lauter und fast ein wenig zornig. Dann seufzte er und zog mit seinem Löffel Kreise in dem weißen See aus Milch und Cornflakes, der vor ihm auf dem Tisch stand. In der Hoffnung, ihn auf diese Weise ein wenig beruhigen zu können, strich ich vorsichtig mit meinen Fingern über seinen Handrücken. Sofort stieß er meine Hand zurück, vielleicht weil sie sich unangenehm feucht anfühlte oder weil ihm meine dicken Finger nicht gefielen – es war nur eine kleine, kaum merkliche Bewegung, aber sie tat mir trotzdem weh.

Um uns alle auf andere Gedanken zu bringen, schlug ausgerechnet William, der wortkarge und für gewöhnlich eher an geschäftlichen als an familiären Aktivitäten interessierte Senior, vor, am Sonntag einen Ausflug mit dem familieneigenen Motorboot zu unternehmen, das im Hafen vor Monterey lag und in den vergangenen Jahren kaum genutzt worden war.

Ein Picknick auf dem Meer.

Mein Herz hüpfte vor Erwartung und Vorfreude.

Uns stand ein Tag bevor, an dem wir nicht eine einzige Wolke am Himmel sichten sollten. Das Gute an den Wintern in Kalifornien ist, pflegte meine Mutter Claire zu sagen, dass sie sich kaum von den Sommern unterscheiden. Sie war Kalifornierin mit Leib und Seele, während ich eher der blasse, bücherverschlingende Stubenhocker war, den man sich in einer der eisgrauen Städte an der Ostküste vorstellen würde.

„Die Sonne wird dir guttun“, sagte meine Mutter, als sie in der Küche den Proviant zusammenpackte. „Ein wenig Bräune, und niemand wird mehr auf die Idee kommen, du würdest in der Sowjetunion leben.“

Claire war Hippie, aber keine Kommunistin. Die Idee, dass alle gleich sein sollten, leuchtete ihr nicht ein. Trotzdem wollte sie um jeden Preis den Weltfrieden. Sie war manchmal unlogisch, das hatte ich schon früh akzeptiert, aber wahrscheinlich mochte ich sie gerade deshalb so gern. Sie war eine liebenswerte Chaotin. Und sie sah gut aus, braun gebrannt, hübsch – und vor allem schlank. Im Gegensatz zu mir. Offenbar war mein Vater gentechnisch gesehen nicht der große Bringer gewesen, aber vielleicht konnte er dafür gut Gitarre spielen.

Als wir losfuhren, war es gegen Mittag. Wir hatten direkt nach der Kirche, mit deren Besuch sich an diesem Morgen sogar Taylor einverstanden erklärt hatte, einen Zwischenstopp bei dem Haus in den Dünen eingelegt, um uns leichte Sachen anzuziehen. William Teagarden, das Familienoberhaupt persönlich, saß am riesigen, spindeldürren Steuer seines metallisch blau schimmernden Chevrolet Caprice, einer eleganten, lang gestreckten Limousine. Für sein Alter war er erstaunlich rüstig. Wahrscheinlich lag es daran, dass er sich nie in den Ruhestand verabschiedet hatte und noch heute zusammen mit seinem Sohn die Geschäfte des Teagarden-Imperiums so souverän lenkte wie an diesem in schönstem Blau erstrahlenden Sonntag seinen Chevy. Edward hatte auf dem Beifahrersitz Platz genommen. Er sah irgendwie anders aus als sonst – in seinem lockeren weißen Leinenhemd und ohne die rechteckige Brille, die er für gewöhnlich trug und die ihn wie einen Chefbuchhalter aussehen ließ. Unterschiedlicher als dieses Vater-Sohn-Gespann konnte man wahrscheinlich gar nicht sein, aber vielleicht machte genau das ihren Erfolg aus. Auf der einen Seite William, der alte Haudegen und

Pionier, der unter den Ersten gewesen war, die ihre Netze nach dem großen Geld auswarfen, genau rechtzeitig zum Fischereiboom aus Good Old England eingetroffen – angefangen mit einem winzigen Bötchen, aus dem er mit der Kraft seiner Hände und einer gehörigen Portion Mumm und Abenteuerlust eine ganze Flotte mit einem Verarbeitungsbetrieb in der Cannery Row gemacht hatte. Auf der anderen Seite Edward, sein Sohn, der sich lieber voll und ganz auf seinen Verstand konzentrierte und der Ende der sechziger Jahre, als der Pazifik vor Monterey endgültig leer gefischt war und meine Mutter singend und tanzend am Weltfrieden und an meiner Zeugung gearbeitet hatte, aus Harvard zurückgekehrt war – um als Juniorpartner das Geschäft erfolgreich auf internationale Beine zu stellen, mit Firmenbeteiligungen in Japan, Australien und Europa. Sie wurden zwar beide *König der Fischer* genannt, aber treffend war diese Bezeichnung eigentlich nur für den Alten. Andererseits konnte man Edward ja schlecht *Sohn des Königs der Fischer* oder *Buchhalter des Königs der Fischer* rufen.

Taylor saß zwischen uns auf der Rückbank, flankiert von meiner Mutter und mir. Ich fragte mich, wie man ihn wohl eines Tages nennen würde. *Sohn des Buchhalters des Königs der Fischer?* Oder genau wie William und Edward in alter Familientradition ebenfalls einfach *König der Fischer*? Im Gegensatz zu seinem Vater und Großvater strahlte Taylor noch etwas anderes aus, über das diese beiden in eher geringem Maße zu verfügen schienen: Wärme. Wahrscheinlich hatte er diese Eigenschaft von Elena geerbt.

Mit seinen knöchigen Fingern fummelte William am Autoradio herum, um einen guten Sender zu finden. Auf seiner Suche streifte er plötzlich *Mandy*, unser Lieblingslied. Und schwups, da war er auch schon weiter. Doch er hielt inne. Drehte zurück. Und da war es wieder. Nach einer kurzen

Feinjüstierung war auch das begleitende Rauschen verschwunden.

„Gibt's nicht was anderes im Radio?“, fragte Edward, wie immer nach Ernsthaftem und dem in Violinengesang gekleideten Schmerz vergangener Jahrhunderte dürstend.

„Also mir gefällt der Song“, knurrte William und starrte weiter grimmig auf die vor uns liegende Straße, die in den Hafen führte.

„Mir gefällt er auch!“, rief ich, denn es war ja unser Familiensong – wenn man eine Mutter und ihre sechsjährige Tochter schon als Familie bezeichnen konnte. Claire lächelte zu mir herüber.

Für einen kurzen Moment trafen sich meine und Taylors Augen im Rückspiegel. Es sah aus, als würde er mich anlächeln, wenn auch nur für eine Sekunde. Mein Herz blieb fast stehen.

„Mir gefällt der Song auch“, pflichtete er mir bei.

„Na prima!“, bellte William, dessen Laune sich mit Taylors Wortmeldung schlagartig aufzuhellen schien, zu seinem Sohn auf dem Beifahrersitz hinüber. „Damit bist du überstimmt, Miesepeter.“

Nun mussten wir alle lachen, nur Edward schüttelte genervt den Kopf.

Der Pazifik vor Monterey mit seiner tiefblauen, von einer seidig schimmernden Haut überzogenen Oberfläche, bevölkert von schlängelnden Seepflanzen, wirkte so lebendig und fruchtbar – so als wäre er ein eigener, riesiger Organismus. Uns wehte eine frische Brise vom offenen Meer entgegen, als wir das gemütlich im Wasser schaukelnde, bauchige weiße Holzboot bestiegen, das eher einem Fischkutter glich als einer privaten Motoryacht. Es maß ungefähr fünfzehn Meter, mit einer schlicht gehaltenen Kajüte im vorderen Teil und ei-

nem runden, in den Bodenplanken verschraubten weißen Kunststofftisch mit zwei einander gegenüberliegenden gepolsterten Bänken im hinteren Bereich, einer auf jeder Seite des Schiffs. Als wir abgelegt hatten, hatte das Schweigen wieder eingesetzt. Zuvor waren vielleicht acht oder neun Worte gefallen, allesamt technische Instruktionen für uns Passagiere. Langsam tuckerte William, der das Steuer übernommen hatte, aus dem Hafen und hielt sich danach nah an der Küste, Kurs nehmend auf den Leuchtturm bei Point Lobos.

„Möchte jemand etwas essen?“, versuchte meine Mutter die unangenehme Stille auf dem von einem kühlen Wind umwehten Boot für einen Moment zu durchbrechen. Mit übertriebener Hast öffnete sie den Picknickkorb aus hellem Bast, der vor ihren nackten Füßen auf dem Deck stand.

„Ich hab einen Mordshunger“, rief William erfreut. Claire reichte ihm ein Sandwich. Edward verneinte dankend und versuchte stattdessen, Blickkontakt mit Taylor aufzunehmen, der neben mir auf der gegenüberliegenden Seite saß. Von Claire wusste ich bereits, dass Edward seine Mutter ebenfalls als kleiner Junge verloren hatte, nur wenige Jahre nach seiner Geburt. Sie war Amerikanerin gewesen. Sally. Meine Mutter hatte beim Saubermachen ein Foto von ihr in seiner Nachttischschublade gefunden – obwohl ich mich schon wunderte, warum sie *in* der Schublade sauber machte. Aber mit sechs kennt man eben noch nicht alle Veranlagungen des eigenen Geschlechts, das kommt erst später, nach und nach, wenn man von einem kleinen zu einem großen Mädchen und schließlich zu einer Frau wird.

Einen Moment lang stellte ich mir Claire und Edward, die nebeneinander auf der Bank saßen, beide ganz in Weiß gekleidet und sorgsam darauf bedacht, einander nicht anzusehen, als Paar vor. Sie war einunddreißig, er mochte ungefähr zehn Jahre älter sein – das passte. Taylor und ich wären dann mit

einem Mal Geschwister, eine Idee, mit der ich mich hätte anfreunden können. Doch Edward als Vater? Ich war mir nicht sicher, ob er mir mit seiner depressiven Art zu sehr zusetzen würde. Obwohl ich zugeben muss, dass ich ihm nicht ganz unähnlich war, gelegentlich jedenfalls. Ich hatte immer davon geträumt, einen richtigen Vater zu haben – ohne wirklich beurteilen zu können, wie es war, *zwei* Elternteile zu haben. Denn einen solchen Zustand hatte ich niemals in meinem Leben kennenlernen dürfen. Bei unserem Einzug in das Haus der Teagardens hatte ich Claire gefragt, warum ich eigentlich keinen Vater hatte.

„Schatz“, hatte sie geantwortet. „Du ... weißt doch, was ein Puzzle ist?“

Ich hatte genickt, natürlich wusste ich, was ein Puzzle war. Jedes Baby wusste, was ein Puzzle war, und ich war schon sechs.

„Nun, eine Familie ist auch eine Art Puzzle.“

Ich hatte den Kopf fragend zur Seite geneigt, denn dieser Vergleich wiederum wollte mir zunächst nicht einleuchten.

„Eigentlich wünscht sich jeder, dass sein Puzzle eines Tages vollständig ist und ein richtig schönes, heiles Bild ergibt. Doch in den meisten Familien gibt es eben ein oder zwei Puzzleteile, die partout nicht in dieses Bild passen wollen. Verstehst du? Teile, die versehentlich in der Schachtel gelandet sind und eigentlich zu einem ganz anderen Bild gehören.“

„Okay“, hatte ich geantwortet und mich nachdenklich an der Stirn gekratzt. „Und ... wie war es bei euch? Bei dir und meinem Dad, dem Mann von dem Musikfestival?“, hatte ich die Idee zu Ende gesponnen. „Hat er nicht in dein Puzzle gepasst oder du nicht in seins?“

Darauf hatte meine Mutter keine Antwort parat gehabt.

Sie hatte geseufzt und mir dann zärtlich mit der Hand übers Haar gestrichen – ihrer kleinen Tochter, die schon so früh

anfang, schwierige Fragen zu stellen. Meine Gedanken flogen rüber zu Edward, der auf der gegenüberliegenden Bank saß und sorgenvoll in den Himmel hinauf zu der uns eskortierenden weißen Wolke aus schreienden Möwen blickte, die anscheinend darauf warteten, dass wir die Netze auswarfen. Im Nachhinein habe ich mich oft gefragt, wie er sich wohl gefühlt haben musste, an jenem Tag auf dem Meer, auf seinem bescheidenen Plätzchen in dem Boot, das von seinem übermächtigen Vater aufs Meer hinausgesteuert wurde. Wie er wohl sein Leben betrachten würde, wenn er, wie es sich für einen Chefbuchhalter gehörte, Bilanz zöge. Was bliebe unter dem Strich, wie sah *sein* Puzzle aus? Seine eigene Mutter war ihm genommen worden, als er noch ein kleines Kind war. Sein Vater war im Alter von zweiundsiebzig Jahren noch immer sein Vorgesetzter – in einem Familienunternehmen, das er, Edward, bereits als junger Mann mit seinen intellektuellen Fähigkeiten von einem Handwerksbetrieb in ein Industrieunternehmen verwandelt hatte, ohne jemals Anerkennung dafür einzustreichen in einer Familie, in der nicht unnötig viel Aufhebens um das Leben gemacht wurde und Gefühle eine rare Währung waren.

Und nun hatte er auch noch seine über alles geliebte Frau verloren. Das Einzige, was ihm im vom Wind des Schicksals verwehten Puzzle seines Lebens blieb, war sein Sohn. Taylor.

Sein Sohn, für den er bis vor Elenas Tod eine weit entfernte Nummer zwei gewesen war, ein Mann im Nebel, mit dem man dreimal am Tag pünktlich die Mahlzeiten einzunehmen hatte. Ein Geschäftsmann mit Krawatte und rechteckiger Brille, der als Vater wahrscheinlich nicht viel besser war als William – nur auf eine völlig andere Art. Er war weicher, aber deshalb nicht weniger unterkühlt, was den Umgang mit seinem Sohn betraf. Und ich glaube sogar, er wusste und bedauerte es im selben Augenblick, als wir mit dem Boot den

schwarz-weiß gestreiften Leuchtturm bei Point Lobos ansteuerten – unfähig, auch nur das Geringste dagegen unternehmen zu können. Jedenfalls ließ es sein Gesichtsausdruck erahnen.

Taylor bemerkte nicht, dass sein Vater versuchte, mit ihm Blickkontakt aufzunehmen; er schaute gedankenverloren hinaus auf die blauen Wellen, sah verträumt der weißen Gischt hinterher, dem Staub des Meeres, den der Bootsmotor aufwirbelte. Ich erinnere mich an das Bild, als hätte ich es erst gestern mit meinen hungrig umherschweifenden Augen gesehen: Er trug ein taubenblaues T-Shirt, das im Wind flatterte, indigoblaue Sommerjeans und nachtblaue Indianer-Mokassins an seinen nackten, sonnengebräunten Füßen. Taylor war monochrom. Auch später, in all den Jahren, die noch folgen sollten, habe ich ihn nur selten eine andere Farbe tragen sehen als Blau. Es harmonierte auf eine äußerst spektakuläre Weise mit seinen unwiderstehlich strahlenden Augen.

Langsam und behäbig wie ein des Lebens müder Greis pflügte unser Boot durch die schwach an die Bordwand brandenden Wellen. Der Seegang an diesem Tag war so schwach, dass nicht einmal meine Mutter über Übelkeit klagte, die trotz ihrer Abenteuerlust und unstillbaren Begeisterungsfähigkeit für Dinge, die ihr nicht bekamen, für gewöhnlich die Erste war, die seekrank wurde. Wir waren nicht weiter als ein paar Hundert Meter von der Küste entfernt, als William am Ruder plötzlich aufschrie.

„Delfine!“

Tatsächlich. Jetzt sahen wir sie auch. Es waren zwei Pärchen, nein, drei, nein mehr. Insgesamt acht oder neun Delfine schwammen mit unserem Schiff. Sie waren beinahe zum Greifen nahe, nicht mehr als drei oder vier Meter von unseren an den Bordwänden verlaufenden Bänken entfernt. Sie pflügten übermütig rechts und links von uns durch das Meer und

sprangen voller Lebensfreude in eleganten Bögen aus dem kühlen Nass. Wir alle waren wie gebannt, starrten fasziniert hinüber zu diesen fantastischen Geschöpfen, die keine Seltenheit waren hier draußen in der kalifornischen See, aber denen dennoch vor allem wir Kinder selten so nah gekommen waren wie in diesem Augenblick. Die angespannte Stimmung schien sich mit einem Mal aufzulösen, es war, als könne man das erleichterte Aufatmen der nach der sonntäglichen Messe aufgebrochenen Trauergemeinde an Bord, zusammengeschweißt durch ein eisernes Schicksal durch den zu frühen Tod eines geliebten Menschen, förmlich hören; als würden endlich die Tränen über die Gesichter fließen, die von allen seit vielen Tagen so mühsam zurückgehalten wurden. Aufatmen und Erleichterung, das war es, was in jenem Moment an Bord zu spüren war. Ich wandte meinen Blick von den Delfinen ab und schaute zu Taylor, um zu sehen, ob er dasselbe spürte.

Mein Blick gefror. Wo ... wo ... war Taylor?

Es war, als hätte mir urplötzlich und aus heiterem Himmel irgendjemand einen Schlagstock über den Kopf gezogen. Das, was ich nun am lautesten wahrnahm, war das rasende Pochen meines eigenen Herzens. Ich war stumm und unfähig, ein Wort herauszubringen. Sämtliche Geräusche, das befreite Lachen an Bord, all das war mit einem Mal in einen fernen, gedämpften Hintergrund gerückt. Ich wollte aufspringen, doch meine Beine schienen wie in Zement gegossen. In diesem Moment sah ich die weit aufgerissenen Augen meiner Mutter; auch sie schien zu begreifen. Wie benommen registrierte ich, wie William das Boot stoppte. Wie sein Gesicht einfror. Wie Edward in nicht mehr als zwei oder drei Sekunden sein weißes Sommerhemd über den Kopf zog, seine Segelschuhe abstreifte und mit einem beherzten Sprung ins Wasser hechtete; wie meine Mutter, gepackt von eisigem Entsetzen, aufsprang

und zu mir herübereilte, um meinen kleinen Körper fest an sich zu pressen. Wir bohrten unseren Blick in das meterweit durchsichtige Wasser unter uns: Etwas sank dort unbeweglich wie ein Stein in die Tiefe, gefolgt von den verzweifelt dem Sog des Meeresgrunds nacheilenden schneeweißen Armen Edward Teagardens, der entgegen meinen Erwartungen ein überaus geübter Schwimmer zu sein schien. Anders als sein Sohn. Bei uns in Monterey, ein Ort halb Land, halb Meer, waren nicht mehr als ein bis zwei Prozent aller sechsjährigen Jungs Nichtschwimmer.

Taylor war einer von ihnen.

Es vergingen Ewigkeiten – ich weiß nicht, wie viele Minuten ein Mensch die Luft anhalten kann –, bis Edward wieder auftauchte. Doch so weit ich meine Augen aufriss, ich konnte Taylor nicht bei ihm entdecken. Er war nicht in seinen Armen. Meine Mutter fing an, leise zu wimmern.

„Gott im Himmel steh uns bei ...“, betete William, der in diesen Minuten als Kapitän gezwungen war, bei uns an Bord zu bleiben, da das Schiff sonst abtreiben würde. Ich konnte ihm ansehen, dass er es kaum aushielt, nicht selbst im Wasser zu sein, um die Sache in die Hand zu nehmen und nach Taylor zu tauchen. Vermutlich wäre er dazu gar nicht in der Lage gewesen. Er war rüstig, aber genau wie sein Boot nicht mehr jung genug, um Höchstleistungen zu vollbringen. Schwer keuchend tauchte Edward erneut hinab in die Tiefe, während William über das Funkgerät den Notruf verständigte. Ich hörte, wie er schrie, dass sie einen Helikopter schicken sollen, und zwar jetzt sofort. Er war der König der Fischer, und wenn jemandem mit aller Macht und allen Möglichkeiten geholfen würde, dann ganz bestimmt ihm – das zumindest war meine Hoffnung, während ich steif und klamm vor Angst auf den Platz neben mir starrte, auf dem kurz zuvor noch Taylor gesessen und sich dem Horizont entgegengeträumt hatte. Dort,

wo das Meer in den Himmel übergang, jenem Ort, der erst mit dem Tod seiner Mutter in das Zentrum seiner Aufmerksamkeit gerückt war.

Plötzlich, wie eine göttliche Eingebung, vernahm ich meine innere Stimme. Sie wehte von der anderen Seite des Boots zu mir herüber.

„Nicht hier“, flüsterte sie mir ins Ohr. „Auf der anderen Seite.“

Mit einem Mal verstand ich. William, Claire und ich befanden uns dort, wo Taylor und ich gesessen hatten und wo er verschwunden war. Dort, wo Edward nach ihm tauchte. Doch was, wenn er auf der gegenüberliegenden Seite auftauchen sollte?

„Er ist auf der anderen Seite, Mommy!“ , schrie ich aus Leibeskräften.

Wie ferngesteuert folgte meine Mutter meinem Marschbefehl und hechtete mit mir in ihren Armen dorthin, wo nichts weiter war als eine leere Bank, auf der sie vor einer kleinen Ewigkeit noch neben Edward gesessen hatte, beide peinlichst darauf bedacht, einander möglichst nicht zu nahe zu kommen.

Noch bevor ich über die Bordwand blickte, hörte ich bereits sein nasses Husten; sein Schnappen nach Luft. Doch was war das?

Da war ein Mädchen bei ihm. Mitten im Pazifik. Ein kleines Mädchen, das nicht älter sein mochte als er und ich. Ihr kupferfarbenes Haar floss in tausend winzigen, von Muscheln aller Art bewohnten Löckchen über ihren nackten, von Salz benetzten Oberkörper; für den Bruchteil einer Sekunde kreuzten sich unsere Blicke. Mit aller Kraft, die ein kleines Mädchen aufbringen konnte, schob sie Taylor, den nur sie, es gab keine andere Erklärung, aus der Tiefe des Meeres gefischt haben konnte, an den Rand unseres Bootes, sodass seine zit-

ternden Hände die Bordwand greifen konnten. Seine Augen waren geschlossen, er hustete und hustete, während seine Finger nach Halt suchten. Ich griff nach ihnen und sah im selben Moment, wie das Mädchen abtauchte; ihren Unterleib, der für einen Augenblick nur Zentimeter unter der fast stillen Haut des Meeres zu uns heraufschimmerte und der, wie ich mir einzubilden glaubte, silbern glänzte, so wie der metallische Flügelschlag einer Libelle im Wasser. Mit ihr tauchten auch die Delfine ab, die uns die ganze Zeit begleitet hatten.

„Mommy? Was ...“

Ich blickte Claire an, die entsetzt auf das Wasser starrte.

Auf einmal nahm ich einen Schatten hinter mir wahr. Ich drehte mich um: Es war William. Seine weit aufgerissenen Augen verrieten mir, dass er genau das gesehen hatte, was auch wir gesehen hatten. Mit einem kräftigen Ruck zog er Taylor an Bord, während sich auf der anderen Seite Edward ins Boot hievte, doch sein Blick war weiterhin stur auf das Wasser gerichtet. Möglicherweise hatte William mehr gesehen als ich – auf jeden Fall schien es mehr zu sein, als er in seiner gesamten Laufbahn als Fischer zu Gesicht bekommen hatte, so verstört schien er. Edward taumelte auf Taylor zu, selbst kaum weniger erschöpft von seinen verzweifelten Tauchgängen, er schrie ihn fast an, wie das passieren konnte, während meine Mutter Taylor das nasse Shirt über den Kopf zog und daraufhin ohne Unterlass auf seinen kleinen goldbraunen, von unzähligen Wasserperlen bedeckten Rücken klopfte, damit er das Meer aus seinen Lungen husten konnte.

William betrachtete all das wie ein stummer Besucher. Die ganze Rückfahrt über sprach er kein Wort, während wir uns um Taylor kümmerten, dem es schon bald besser zu gehen schien.

„Was, um Himmels willen, war das?“, fragte Edward seinen Vater. Offenbar hatte auch er etwas gesehen, unter Wasser.

# „In Touch“ mit MIRA!

The image shows three devices displaying the MIRA Taschenbuch website. The laptop shows the desktop version with a navigation menu and a featured book. The tablet shows a mobile-optimized view with a butterfly graphic and a book cover. The smartphone shows a social media feed with tweets about the website.

**Das Verlagsprogramm elektronisch abrufbar**

**Interaktiv dabei sein: Buchbesprechungen, Gewinnspiele, Aktionen, Leseproben und vieles mehr.**

**Folgen Sie uns auf Twitter, Facebook, Instagram, Pinterest und google+**

**www.mira-taschenbuch.de**



MIRA  
TASCHENBUCH

## Der definitive St. Peter-Ording-Sommerroman!

Deutsche  
Erstveröffent-  
lichung



### *Tanja Janz* Strandperlen

Tschüss, St. Peter-Ording: Tante Lilo, nicht mehr ganz frische 70, muss aus Gesundheitsgründen in wärmere Gefilde ziehen. Aber was wird nun aus ihrer geliebten Strandperle? Entschlossen vermachst sie das Unternehmen ihren zwei Nichten Insa und Stephanie. Zwei gestandene Frauen, die sich nur vom Hörensagen kennen ... Für Insa ist der Nordseeort

Band-Nr. 25838

9,99 € (D)

ISBN: 978-3-95649-181-8

eBook: 978-3-95649-436-9

304 Seiten

eine willkommene Abwechslung zum Schnellimbiss in Gelsenkirchen, für Stephanie die perfekte Fluchtmöglichkeit von ihrem betrügerischen Ehemann in Düsseldorf. Doch kaum erreichen sie ihr Erbe, knirscht der Sand im Getriebe ihrer Hoffnung! Denn statt einer schnuckligen Strandpension hat ihnen Tante Lilo einen heruntergewirtschafteten Campingplatz vermacht. Watt für ein Sommer am Meer!